Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 49. Posen, den 5. Dezember. 1880.

Krapulinski, der Zauberer.

Humoreske von Ferd. Jozewicz.

(Schluß.)

Ich war in meiner Ecke zusammengesunken und starrte nach Else hin. Da endlich fiel ihr Blick auf mich, fremd, kalt. Ich hätte mit den Zähnen knirschen und die Hände hätte ich ballen mögen vor Zorn über ihre Verstellung. Hat sie nicht damals so berückend freundlich gelächelt, als ich mich bemühte, der alten Exzellenz von Brüning, bei welcher ich sie kennen gelernt und, wohlgezählt, vier Mal gesehen, eine heitere Lebensanschauung beizubringen? Hatte sie nicht meinen Händedruck leise erwidert, als ich meinen letzten Besuch bei der Generalin machte, ehe beide Damen jene Fortsetzung ihrer Badereise antraten, durch welche sie mir für immer entrückt werden sollte? Denn da ich sie nun wiedersah, sah ich sie wieder als — das Weib eines Andern!

Nein, ich war es meiner Manneswürde schuldig, daß ich den Riß, der durch meine Seele ging, verbarg. Sollte ich die blutende Wunde, welche sie meinem Herzen beigebracht, blosstellen? Vor ihr blosstellen? Nein! Ich meisterte mich, ich lächelte, als Fritze mich präsentirte: „einen älteren Nachbarssohn, den Dr. med. Elsner, ihr, der Frau Direktor Stein, Wittwe des Onkels von Fräulein Viktorine Stein aus der „Reichspost".

Also Wittwe!

Das Wort nahm mir wieder jede eben erst mühsam erraffte Spur von Besinnung, und ich weiß nur, daß ich zu schwatzen anfing, krampfhaft, beängstigend. Wenigstens wollte es mir vorkommen, als ob Else bisweilen erstaunt, ja erschrocken auf mich sähe, und endlich, vielleicht nur um mich abzuwehren, wendete sie sich direkt an mich mit der wie Hohn und Vernichtung klingenden Bemerkung, daß es ihr schiene, als ob ich mich sehr verändert hätte.

Gewiß, versetzte ich in der Fieberhaftigkeit, welche mein ganzes Wesen beherrschte, Sie aber auch, gnädige Frau, natürlich nur zu Ihrem Vortheil. Man kann ja gar nicht liebenswürdiger die Beschützerin eines jungen, glücklichen Paares spielen, als Sie es thun, und es muß fürwahr Ihr Beruf sein, sich zu opfern für Andere. Einst galt das Opfer einer lebensmüden, alten Dame, heute gilt es einer jungen Nichte, morgen vielleicht einem sonstigen Jemand. Freilich hätte ich sehr gewünscht, daß Sie sich vordem auch zu dem kleinen Opfer nur einer einzigen antwortenden Zeile verstanden hätten, auf den Brief, welchen ich Ihnen, da ich nur Ihren Vornamen kannte, unter der Adresse der Generalin Brüning nach Landeck schrieb — zu einer einzigen Zeile, selbst wenn sie sonst nichts enthalten konnte als die Worte:

Zu spät, ich bin nicht mehr frei. Wie heißt es doch in Ihrem Lieblingsdichter? Mich zu entfernen, braucht's kein deutlich Wort! Zuviel für mich schon sagen Deine Blicke; Getrost! ohn' bittend Zaudern geh' ich fort. — Scheid' ich gleich auch von meinem . . . Sie wenden sich von mir? Sie sind beleidigt?

Ich hatte es gar nicht bemerkt, wie der Zug zum Stehen gebracht worden war und wie der Schaffner schon an der offenen Coupéthür erschien. Natürlich prallten auch Fritzens und Viktorinens erstaunte, fragende Blicke unempfunden und wirkungslos von mir ab — doch daß Else sich erhob, daß sie bleich geworden war und daß sie sich stumm und in abweisender Haltung verabschiedete, das empfand ich doch, und zwar halb wie Erleichterung. Der Schaffner schlug die Thür zu, die Lokomotive pfiff, wir wollten weiter — o wie wüst war mir zu Sinn und wie ekelte mich mein Dasein an. Ich Unseliger, ich hatte sie noch obendrein beleidigt, ohne ihr Raum zu lassen zur Rechtfertigung, oder auch nur zu einer Erklärung.

Und doch, welche Erklärung hätte sie geben können, gegenüber jenem Drucke der Hand am Tage, da ich von ihr schied, für immer!

Nein, fort aus der Heimath, fort, je rascher desto besser!

Als der Bahnhof in Dingsda erreicht war, mußte der Schaffner mich daran erinnern, daß mein Billet nur bis hierher laute; ich wäre sonst sitzen geblieben. So stieg ich aus und wandelte durch die Gassen dieses Krähwinkel Nummer zwei wie in wachem Traume.

Seltsam war es nur, daß ich nicht, wie der Fahrplan es mir ermöglicht hätte, eine Stunde nach meiner Ankunft wieder zurückfuhr, um schleunigst den Abbruch meiner Zelle zu betreiben. Im Gegentheil, ich blieb die Nacht über in Dingsda, und der andere Tag sah mich — unglaublich, aber wahr — auf dem Wege nach der Reizmannshöhe, wo gegen Mittag, wie das Programm besagt hatte, die Krapulinski'schen Gesellschafter eintreffen sollten.

O Menschenherz!

Eine halbe Stunde vor Mittag traf ich an der Reizmannshöhe ein. Durch ein enges Thal windet sich dort die Chaussee. Dicht an ihr zur Linken stehen die Hotelgebäude des alten Reizmann, welcher das schöne Anwesen im Laufe eines Vierteljahrhunderts sozusagen aus dem Nichts geschaffen hat. Zur Rechten führen sorglich gebaute, unendlich getheilte, immer wieder sich verästelnde Wege, Treppen und einzelne Stufen den Berg hinan, von Tisch zu Tisch, zu Sommerhaus und Laubensitz, fortwährend im Schatten von Strauchwerk und hohen Bäumen, fortwährend mit einem partiellen Luginsland, bis man endlich auf der äußersten Höhe, von einem den Bergsgipfel krönenden Belvedere, über die Wipfel der letzten Bäume hinweg, einen ebenso umfassenden, wie entzückenden Blick in die gen Norden und Nordosten sich breitende, mit Städten und Dörfern besetzte, lachende, fruchtbare Ebene gewinnt.

III.

Aber ich stieg nicht bis hinauf zum Gipfel. Ich blieb unten, ziemlich nahe der Thalsohle und unfern dem Eingange zu dieser Berg- und Wald-Restauration, um mir unter den vielen versteckten Lauben eine der versteckteston zum Sitze auszuwählen. Dort postirte ich mich hinter den Wein, welchen der Kellner mir gebracht hatte und welcher mir nicht schmeckte, obschon ich nicht hätte sagen können, ob er gut sei oder schlecht.

Ach, es war eine klägliche Verfassung, in welcher ich mich befand, und die Einsamkeit, die mich zur Zeit umgab, that mir recht wohl. Schien es doch, als ob ich vorläufig der einzige Gast sei. Freilich mußte der biedere Krapulinski bald kommen, und mit Krapulinski . . .

Da fuhr ich aus meinen Sinnen empor, aufgestört von einer harten, unsympatischen Stimme, und ich sah eine wohlbeleibte Dame in rauschender Seide, welche mühsam die Treppen heraufächzte. Neben ihr schritt, belastet mit einer Mantille oder dergleichen, mit einem Damen- und einem Herrenschirm, mit einem Krimstecher und mit sonstigem Allerlei, ein kleiner starker Herr, feinsten glattrasirten Gesichts und mit einer schon ganz artigen Glatze. Zu meinem Schreck erkannte ich auf den ersten Blick einen früheren Kommilitonen und sogar Namensvetter, auch einen Doktor Elsner, der es indessen, trotz seiner notorischen Flachheit und Unbedeutendheit, schon bis zum Medizinalrath gebracht hatte. Allerdings theilte er dieses Glück mit seiner Gattin, einer ebenso reichen, wie ungebildeten und plumpen Frau.

Ich drückte mich in die dunkelste Ecke meiner Laube und ließ die Seide vorüberrauschen. Die „Frau Medizinalräthin" proklamirte auf einem nur wenig höher als mein Sitz belegenen kleinen Plateau einen freistehenden Tisch als den ihrigen und ich war, wenn ich nicht ihrem Manne und folglich ihr in die Hände laufen wollte, in meiner Laube gefangen.

Da hielt unten auf der Chaussee ein Wagen an, den ich nicht sehen konnte. Ein schwebender Schritt kam näher, und: „Else! Else!" rief die Frau meines Kollegen. Wo kommst Du her? Das ist ja herrlich, daß wir uns hier treffen! Was machst Du? Wie geht es Dir? Immer noch im Wittwenstande, wie? Otto, wo bist Du denn? So komm doch her: dies ist Else Stein, meine Jugendfreundin, von der ich Dir schon erzählt habe, das beste Herz von der Welt, die ihrem Gatten, den sie doch kaum ein

halbes Jahr besessen, noch immer die Treue bewahrt, und er ist doch schon seit sechs Jahren todt. Nicht wahr, ich habe recht, Else, sechs Jahr ist es jetzt her, seit er starb — Du warst eine sehr junge Wittwe, ach, und wie interessant! Es ist mir wahrhaftig unfaßbar, daß Du noch immer ohne Mann sein sollst."

Ich verstand jedes Wort, denn die Stimme der „Frau Medizinalräthin" war reichlich laut genug — und wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Else war schon damals, als ich sie kennen lernte, Wittwe gewesen. O über mich Thoren!

Aber weshalb hatte sie sich denn so kalt gegeben, wenn sie doch frei war!

Nun schlug Else's Stimme an mein Ohr, gedämpft, aber mit süßem, berückendem Wohllaut. Ihre Worte vermocht' ich nicht zu unterscheiden, nur aus dem Tonfalle schloß ich, daß sie irgend eine dringende Frage stellte.

Otto, befahl die „Frau Medizinalräthin" ihrem Manne, besorge mir ein Glas Limonade!

Der Herr Kollege und sehr gehorsame Gatte entfernte sich, und er war noch kaum außer Gehörweite, als Else schon hastig und erregten Tones fragte:

Ist Dein Gatte derselbe Doktor Elsner, mit dem Du damals ...

Sie stockte, die Andere aber setzte den Satz gleichmüthig fort: Mit dem ich durch die Zeitung bekannt wurde? Ja wohl, er ist es. Ich bedauere es auch wohl gerade nicht, fügte sie etwas gedehnt hinzu. Ich hatte damals allerdings geglaubt, der andere Elsner wäre es, der, den Du gelegentlich als einen so sehr guten Menschen geschildert hast. Aber wer weiß, ob jener schon Medizinalrath wäre. Hörte ich doch einmal, er habe die unbeschreibliche Dummheit begangen, Schiffsarzt zu werden. Uebrigens hat sich mein Mann sehr gut erzogen und ich . . . was willst Du denn? Schon wieder fort? Ich dachte, Du bliebest bei uns! Du hast schon wieder Pflichten? Na, dann lebe wohl bis morgen, wo ich ...

Else flog an meiner Laube vorüber und ich sprang auf, überrannte fast meinen Kollegen sammt seiner Limonade und holte die Geliebte ein.

Auf ein Wort, bat ich mit fliegendem Athem und faßte ihr Händchen, auf ein Wort nur, Else!

Sie ließ mir die Hand und sie blieb leise bebend stehen, dieweil in ihren langen Wimpern eine funkelnde Thräne hing.

Die nachfolgenden Minuten zu beschreiben, ist meine Feder leider zu schwach. Es klärte sich alles auf. Sie hatte damals und bis zu dieser Stunde noch geglaubt, daß i ch jener Doktor Elsner sei, welcher sich um ihrer „Jugendfreundin" durch die Zeitung ausgebotene Hand beworben hatte. Deshalb hatte sie meinen Brief nach Landeck selbstverständlich nicht beantwortet.

O Else, Else, welche bösen Jahre waren das, und wie hat das arge Mißverständniß uns um ein langes Glück betrogen!

Vergieb mir, Geliebter! Wir werden fortan um so glücklicher sein!

Hand in Hand gingen wir die Chaussee hinauf und hinab, und als mein Kollege Medizinalrath mit seiner Theuren wieder weiterfuhr, da hielten wir uns klüglich fern von dem würdigen Paare. Aber vor dem allmälig die Reizmannshöhe überfluthenden Vergnügungstroß Krapulinski's flohen wir nicht, sondern nahmen lächelnd Fritzens und Viktorinchens ehrliche und innige Glückwünsche entgegen. Dann suchten wir Vier uns ein lauschiges, recht einsames Plätzchen aus und ließen die Stunden ungezählt und unbesehen an uns vorüberziehen.

Endlich aber mußten auch wir aufbrechen. Krapulinski, von dessen Zauberkünsten ich erzählte, war mit seiner Heerde längst „per Omnibusse" fort. Ich nahm für uns zwei Paare einen Wagen, und so fuhren wir nach dem Bahnhofe von Dingsda, wo uns wieder das Gewühl der Vergnügungszügler umwogte.

Es war köstlich in diesem Jubel. Inmitten der hungrigen Schaar „höherer Töchter" standen die beiden alten Lehrerinnen, in jeder ihrer Hände ein Brötchen, belegt mit einer Schinken-Idee.

„Evangelium Johannis, Kapitel sechs, Vers neun", sagte Viktorinchen zu mir und lächelte.

Frappirt sah ich den kleinen Schelm an.

Fürwahr, rief ich, jetzt kann den Sinn ich deuten! O Krapulinski, weiser Zauberer! „Was ist das unter so viele? Und seht dort die beiden Lehrer, die Helfer in der Noth, ein jeder beladen mit einem Korb voll Brötchen." — Mathäi fünfzehn, Vers siebenunddreißig: „Und sie aßen alle und wurden satt!"

Und siehst Du nicht unseren Amtsrichter dort, fragte mich Else, den alten, gutmüthigen Liebegern, wie an seinem Arme die junge, schwärmerische Lehrerin hängt!

„Ersten Mosis vierundzwanzig, Vers siebenundsechzig", murmelte ich aus meiner mächtig frisch gewordenen Erinnerung: „da führte sie Isaak in die Hütte seiner Mutter Sarah." O Else, Else, der Hexenmeister hat auch uns beide zusammengezaubert!

Gott sei Dank dafür, sagte Fritze. Besser zusammenpassende Menschen, als nicht zusammenpassende Bibelstellen. Aber hu, was macht Rektors Seimchen uns für böse Blicke!

Seimchens schlimmste Blicke sind noch lange nicht so schlimm, meinte ich, als die Feindschaft zwischen „Reichspost" und „Postillon".

Da seufzte der lustige Fritze, und Viktorinchen seufzte mit ihm. Denn ich hatte auf den dunklen Punkt in ihrem jungen, hellen Liebesleben hingewiesen, auf einen Punkt, von welchem aus sich ein düsterer Schatten über ihre sonnigsten Stunden breitete. Armer Fritze! Arme Viktorine! — — — — — — — —

Zwei Jahre sind seitdem vergangen und ich bin noch immer in Krähwinkel. Der Gedanke, das liebe, kleine Nest zu verlassen, ist seit jenem Tage niemals wieder in mir aufgestiegen, und niemals mehr hat mich hier „die kleinstädtische Geistesöde grauenhaft angegähnt". Seit Else mein Weib ist, weiß ich es, daß jeder Punkt dieses Erdballs dem Menschen zum Eden werden kann, wenn er das Glück im eigenen Herzen trägt. Ich habe eine hübsche, doch nicht zu anstrengende Praxis, und ich preise täglich mehr den Tag, welcher mich Else wiederfinden ließ. Sie hatte die Jahre der Trennung hindurch herzhaft gekämpft gegen ihre Liebe zu mir, nun aber blüht sie im Sonnenschein eben dieser Liebe gleich einer Rose, und ich muß oft an das Wort Ernst Scherenbergs, ihres Lieblingsdichters, denken:

Wie ist so schön ein Auge,
Nachdem es lang geweint,
Wenn endlich auf die Thränen
Des Trostes Sonne scheint; —

Wenn durch die feuchte Wimper
Ein süßer Schimmer bricht,
Der wie ein Regenbogen
Von neuem Glücke spricht.

Und Fritze? höre ich fragen. Und Viktorinchen?

Auch diese beiden sind vereinigt. Das Herz, in welchem der Haß gegen die „Reichspost" allerdings unausrottbar festgewurzelt war, schlägt nicht mehr: Fritzens Vater ist im Herbste vor einem Jahre gestorben. Fritzens Mutter ist eine viel zu gute Seele, als daß sie unversöhnlich zu grollen vermöchte, und was Viktorinens Vater anbelangt, so konnte derselbe den unermüdlichen Sturmanläufen seines Töchterchens, welchem mein Weibchen und ich wacker sekundirten, zuletzt doch nicht widerstehen. Das Wirthshaus zum „lustigen Postillon" existirt noch, aber der Mann, welcher es gekauft hat, erkannte seinen und seines Hauses wahren Beruf von vornherein viel zu richtig, um sich auf ein thörichtes Konkurrenzspiel mit der noblen Reichspost einzulassen. Der immer und allerwege lustige Fritze ist Oberkellner der „Reichspost" und gewiß sieht ihm Niemand seine Herkunft aus dem Postillon, der nunmehr entschiedenen Fuhrmannskneipe, an. Er ist ein Oberkellner „wie aus dem Ei gepellt", sein Schwiegerpapa gewinnt ihn alle Tage mehr lieb und gesteht es ihm selber zu, daß er ein geborener Hotelier sei.

Der alte Amtsrichter hat seine schwärmerische Lehrerin natürlich gleichfalls geheirathet. Wir drei „Krapulinski-Paare", wie wir uns scherzweise nennen, halten freundschaftlich zusammen, trotz unserer Altersverschiedenheit, und feierlicher Uebereinkunft zufolge wird der Tag der Krapulinski'schen Gesellschaftsfahrt alljährlich von uns festlich begangen. Das mehrerwähnte Blatt mit den verkehrt zusammengeklebten Bibelstellen hängt unter Glas und Rahmen im Wohnzimmer meines Hauses.

Rektors Seimchen aber ist Diakonissin geworden.

Wie alt ist das Dogma von der Gottheit Christi?

Es mag für manchen befremdend gewesen sein, als er in Nr. 793 der Posener Ztg. las, daß der Pastor von Osnabrück, Dr. Regula, auf der Osnabrücker Bezirkssynode gesagt hat, „Christus werde im neuen Testament nicht „Gott" genannt", und daß dasselbe keine „Dreieinigkeit" kenne.

Daß die Kirche über drei hundert Jahre sich ohne das Dogma von der Gottheit Christi beholfen und daß dieser Lehrsatz erst im J. 325 nach Chr. durch die ökumenische Synode zu Nicäa in Klein-Asien zum Dogma erhoben worden ist, wird vielleicht manchem schon entfallen oder sogar zu seiner Kenntniß nicht gelangt sein. Sollte die katholische Kirche in ihrer gegenwärtigen dogmatischen Verfassung zwei oder drei hundert Jahre noch bestehen, so wird es dann auch für eine Art von Gelehrsamkeit gelten, zu wissen, daß und wann das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit entstanden ist. Wie also auch das Dogma von der Gottheit Christi sich entwickelt und wie es festgesetzt wurde, wollen wir durch einen Blick in die Vergangenheit uns zu vergegenwärtigen suchen.

In den ersten, Christus nächsten Jahrhunderten kannte die

christliche Kirche die Meinung, daß Christus Gott wäre, gar nicht. Selbst der Apostel Paulus, der in seinen tiefsinnigen religiösen Spekulationen auf dem Wege ist, Christus über das allgemeine Menschenthum weit hinaus zu erheben, ist dennoch noch weit entfernt, ihn für einen Gott zu halten und ihn so zu nennen. Doch je mehr man sich von der Zeit entfernte, in welcher Christus lebte, desto mehr wuchs er dem religiösen Gemüthe zu einer Größe heran, die ihn weit über alles Menschliche erhob. Die Erhabenheit, die unendliche Selbstlosigkeit seines Wesens, sein feuriges und unerschütterliches Gottvertrauen, die Wunder, die von ihm verrichtet worden seien, Alles das wirkte schon auf die Apostel und seine, selbst die örtlich sehr entfernten Zeitgenossen, daß man ihn für etwas so übermenschlich Gewaltiges, Erhabenes zu halten anfing, wofür sich im Menschenthum kein entsprechendes Maß finden ließ. Man mußte ihn vollends für einen Gott halten, wenn man sich geistig in die duftige, von goldiger Sage, die sein Wesen immer mehr zu umgeben anfing, erfüllte Vergangenheit versetzte und sich dessen erinnerte, was er selbst sagte, daß er von den Todten auferstehen und wiederkommen würde, um die Welt zu richten und das Reich Gottes einzuführen. Wie leicht mußte es namentlich dem Heidenthume werden, das in allen Dingen seine Götter sah und aus dem sich das Christenthum herauswand, diesen Glauben entstehen zu lassen. Wie leicht mußte es für den feurigen christlichen Geist der ersten Jahrhunderte sein, diesen Glauben, der den Erhabensten so verherrlichte, in sich stufenweise aufzunehmen und so dem Göttlichen seine tiefe Liebe, unendliche Verehrung zu bezeugen. So ist nach und nach der Glaube an die Gottheit Christi zum allgemeinen Volksglauben emporgeblüht. Die im theologischen Denken Geschulten und diejenigen, die das Gerüst der Hierarchie langsam entstehen sahen und bei ihrem Aufbau mitwirkten, konnten diesen neu, aber immer fester und allgemeiner sich gestaltenden Glauben nicht mehr ignoriren; auch wollten sie es auf jeden Fall nicht. Die Theologie nahm diesen aus dem innersten Gemüthsbedürfnisse des Volkes entstandenen Glauben in ihre Hand, um ihm eine feste, eine starre Form zu geben, um ihn zu kodifiziren! Das politische Interesse begünstigte, wie wir sehen werden, die Proklamirung dieses Glaubens als Dogma und trug nicht wenig seinerseits dazu bei, diesen Glauben gänzlich aufkommen, ihn sich erhalten zu lassen.

Der Verfasser des vierten Evangeliums, Johannes, der zu Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Christus lebte und sein Evangelium schrieb, war ein Schüler der philonischen, aus dem Griechenthum entwickelten Philosophie. Johannes führte in sein Evangelium den „Logos“ ein, gleichsam die platonische Idee, ein Mittelwesen, das man sich zwischen dem Schöpfer und den erschaffenen Dingen eingeschoben dachte. Dieser „Logos“, der nichts weiter ist, als die den Dingen innewohnende Vernunft, die in ihnen latente Gesetzmäßigkeit, schwoll bei den Johanneisten zu einem Gotte untergeordneten, zweiten Ranges an. Dieser „Logos“ verwandelte sich nach und nach in den Begriff des Messias und Christus wurde dann als dieser Messias angesehen.

Diese Lehre, die sich immer mehr bei den aus den Heiden entstandenen und von ihnen abstammenden Christen ausbildete, fand innerhalb der jungen Kirche ihre Widersacher in denjenigen Christen, die sich aus den Juden gebildet haben oder von ihnen abstammten. Diese glaubten, daß Gott zu nahe getreten, daß sein Begriff gänzlich verneint werden würde, wenn man einen Menschen, wenn auch seine Eigenschaften noch so göttlich wären, Gott gleich stellen, zum Gotte erheben würde.

So bildeten sich zwei Richtungen in der Auffassung des Wesens Christi, die durch zwei Schulen repräsentirt waren: die von Antiochien (in Klein-Asien), welche der letzten Ansicht zugethan war, und die Schule von Alexandrien (in Aegypten), welche die Gottheit Christi verfocht. Das Haupt der Schule von Antiochien war Paulus, Bischof von Samosata, der für die Ansicht der vollen Menschheit Christi eintrat. Da er aber Christus über Moses, über die Propheten stellte, so ließ er sich zu der Konzession herbei, ihn für einen zum Gott gewordenen Menschen zu erklären. Er wurde von der bereits sehr mächtig gewordenen Gegenpartei für einen Ketzer erklärt, verdammt und von seinem Bischofsamte und Sitz verdrängt. So wurde der von ihm vertheidigte reine Monotheismus zertrümmert! Das Haupt der siegreichen alexandrinischen Partei war Athanasius, Kaplan und Sekretair Alexanders, des damaligen Bischofs von Alexandrien. Er war wie geschaffen zum Bildner eines Dogma's. Vom glühendsten Fanatismus beseelt, keine andere Meinung anerkennend, noch duldend, und jedem noch so einfachen logischen Argument unzugänglich, konnte er nicht einsehen, daß seine Lehre ein Resultat heidnisch-christlichen Spekulation war. Neben dem stets einen, ewigen Gott setzte er einen zweiten ein und doch sollten es nicht zwei Götter, sondern nur ein Gott sein. Der Sohn, vom Vater geboren, und doch nicht später als der Vater. Der Vater, Erzeuger seines Sohnes, und doch nicht früher als derselbe, nicht einmal übergeordnet, sondern völlig gleich! Zwei Personen und dennoch nur ein persönlicher Gott.

Gleichzeitig mit Athanasius lebte in Alexandrien ein Presbyter mit Namen Arius. Er hatte seine Studien in Antiochien gemacht und war ein Anhänger der Lehre des dortigen, bereits genannten Bischofs Paulus von Samosata. Es lag ihm sehr daran, den Monotheismus rein zu erhalten, den Begriff eines einzigen Gottes nicht durch eine Mehrheit von Göttern zu Grunde richten zu lassen. Er stellte den berühmten Satz auf: „Einst war es, da war er (Christus) nicht; dann aber schuf ihn Gott und zwar wie Alles, was geschaffen ist, aus vorher Nicht-Seiendem.“ Aus diesem Satze zog er, aber bis zu einem gewissen Punkte nur, die sich logisch ergebenden Konsequenzen. Statt das reine Menschenthum Christi, das sich aus seinen Sätzen hätte ergeben müssen, zu behaupten, durch die Lehre vom „Logos“ beeinflußt, lenkte Arius ein. Er sagte: Christus sei der Erstgeborene der Schöpfung, deshalb von Gott zuerst erschaffen, um dann durch ihn die Menschen und die Welt hervorzubringen. Sei er auch nicht aus dem Wesen Gottes selbst hervorgegangen, also nicht von gleichem Wesen mit Gott und ihm nicht gleich ewig, so sei er doch mehr als ein Mensch, er sei der „Logos“, und daher gewissermaßen Gott ähnlich. Durch diese unentschiedene, unklare Ansicht hat sich Arius selbst den Weg verlegt, der Partei, aus der er hervorgegangen, nicht nur nichts genützt, sondern geschadet.

Der Kampf der Athanasianer und Arianer nahm bald große Dimensionen an, entbrannte bis zur äußersten Heftigkeit. Bischof Alexander forderte nun Arius auf, seine Lehre aufzugeben. Dieses konnte schon aus dem Grunde nicht geschehen, weil die athanasianische Lehre auch noch nur eine Meinung und noch kein Dogma war. Arius ließ nicht nach. Alexander berief eine Synode ägyptischer und lybischer Bischöfe und Priester, die den Arius verdammte, in den Bann that und aus seiner Kirche vertrieb. Er floh nach Nikomedien zu seinem Studiengenossen und Freunde, dem Bischof Eusebius, der sich thatkräftig seiner und seiner Lehre, deren Anhänger er bereits war, annahm, und ihn in Alexandrien wieder einzuführen gedachte. Als aber alle zu diesem Zwecke unternommenen Schritte zu nichts führten, blieb Arius in Nikomedien und suchte von hier aus seine Lehre durch Wort und Schrift weiter zu verbreiten und zu kräftigen. Von hier aus verbreitete sich der Arianismus in Klein-Asien. Es entstand eine Kluft in der Kirche des ganzen Orients, die sich von Tag zu Tag immer mehr erweiterte. Da griff unvermuthet das Schicksal sehr wirksam in den Streit ein.

Der Kaiser Konstantin der Große, weder Christ, noch Heide, der sich erst vor seinem Tode taufen ließ, ein für sein persönliches Interesse im rücksichtslosesten Egoismus stets bedachter Mann, griff in den Streit ein. Die Christen mußten einig werden, denn er brauchte sie als eine kompakte Masse, um mit ihrer Hilfe die Alleinherrschaft zu erringen. Nachdem er seinen Schwiegervater, seine zwei Schwäger, seinen Neffen, seinen eigenen Sohn und seine Gemahlin hinrichten oder ermorden gelassen und die unter seinem Schwager Licinius kämpfende heidnische Partei, die ihm seine Herrschaft streitig machte, niedergeworfen hatte, brauchte er die Christen, um sich ihrer gegen die rebellirenden Heiden zu bedienen. Da sein Abgesandter, Bischof Hosios, in Alexandrien schon aus dem Grunde eine Versöhnung und Einigung der Parteien nicht zu Stande bringen konnte, weil Arius seit langer Zeit nicht mehr daselbst, sondern in Nikomedien lebte und seine Partei nicht dort, sondern in Klein-Asien festen Fuß gefaßt hatte, so berief Konstantin ein ökumenisches, das heißt ein Konzil der ganzen Kirche nach Nicäa im nordwestlichen Klein-Asien.

Im Juni 325 wurde das Konzil eröffnet. Es erschienen nur sehr wenige Bischöfe und Priester aus dem Abendlande; die meisten gehörten der orientalischen Kirche an. Arius und Athanasius bildeten den Kern des Ganzen! Konstantin, der sich noch nicht als Christ erklärt hatte und nicht getauft war, führte den Vorsitz der ökumenischen Synode der christlichen Kirche! In Purpur gehüllt, mit Gold und Edelsteinen beladen, mit bescheiden niedergeschlagenen Augen trat er ein. Nachdem die Mitglieder des Konzils, die, ihn zu ehren, sich sämmtlich erhoben, sich niedergesetzt hatten, hielt er eine Rede an sie, indem er sie ermahnte und aufforderte, die Einigkeit und den Frieden der Kirche wiederherzustellen. Auf den Inhalt der Streitfrage ging er gar nicht ein, weil er sie überhaupt gar nicht verstand. Sein Zweck war lediglich ein politischer.

Wenn es je ein stürmisches Konzil gab, — das letzte vatikanische war nur ein zartes Lämmchen dagegen! — so war es das von Nicäa. In den Abtheilungen und im Plenum tobten die entfesselten Leidenschaften, die wildeste Theologenwuth thürmte sich wie himmelhohe Wellen auf. Die Arianer wurden stets niedergeschrieen, vom Anhören der Gründe und Gegengründe war keine Rede. Konstantin suchte zu besänftigen, zu mildern, zu versöhnen; alles half nichts. Da aber die Anhänger des Arius sich von vorne herein überzeugt hatten, daß der Kaiser sich nach und nach und dann gänzlich auf die Seite der Athanasianer stellte, weil er sah, daß sie die Mehrheit haben würden, so fielen sie, um nicht seine Gunst und ihre Sitze zu verlieren, von der Lehre des Arius allmälig ab. Nach den heftigsten Kämpfen wurde endlich ein Glaubensbekenntniß aufgestellt, das im Wesentlichen Folgendes enthielt: „Wir glauben an einen Gott, allherrschenden Vater, und an Jesum Christum, den Sohn Gottes, geboren aus dem Vater als eingeborener Sohn, das heißt, aus dem Wesen des Vaters, Gott aus Gott, von gleichem Wesen mit dem Vater, der wegen unserer Rettung vom Himmel herabgekommen und Fleisch und Mensch geworden ist. Wir glauben an den heiligen Geist“ u. s. w. Dieses Bekenntniß wurde gesch[illegible]ssen mit der üblichen Drohung: „Die da sagen, einst war es, [illegible] war er nicht, und ehe er geboren ward, da war er nicht, oder er wurde aus einer anderen Substanz oder einem anderen Wesen, als das Wesen Gottes ist, geschaffen, die sollen — verflucht sein!“ Es kam zur Abstimmung. Nur Arius und einer seiner Anhänger hatten den Muth, — man erinnere sich des vatikanischen Konzils, — dagegen zu stimmen! Die anderen ordneten sich unter. Das so gewonnene Dogma wurde von allen, die dafür gestimmt hatten, unterzeichnet.

So kam das Dogma von der Gottheit Christi vor 1565 Jahren zu Stande!

T—tz.

Die Hero von Nordstrand.

Erinnerungen aus der schleswigschen Westsee. Von Wilh. Grothe.

Der Abend des schönsten Sommertages dämmerte schon herein, als ich im Boot des wackern Schiffers Claaßen den Heverstrom entgegen auf Husum zulief — die Segel geschwellt und auch die Brust; denn ich hatte wieder die Fahrt um die Halligen gemacht und den Zauber der Westsee gekostet.

Am Steuer stand mein alter Wirth, der kundige Seemann und erzählte von alten und gegenwärtigen Zeiten.

Wir fuhren am Nordstrand der Insel, die uns zur Linken blieb, in einiger Entfernung dahin. Da wies Claaßen auf eine verfallene Hütte, deren Ruine sich gegen den Abendhimmel prächtig abhob. „Das war der Anna Helwig Haus und in ihr flammte jede Nacht ihre Lampe weithin.“

Ich kannte die Art meines Bootführers und fragte daher: „Was war das mit der Anna Helwig?“

„Die Geschichte ist gar einfach“, meinte Claaßen und erzählte sie.

— — — — — — — — — — — — —

Auf der ganzen Insel Nordstrand gab es kein schöneres Mädchen als die Tochter des reichen Meynert Helwig. So schön aber die Tochter, so stolz war ihr Vater, und kein Bursche, so viel sich auch um Anna bewarben, war ihm zum Eidam gut genug. Das Herz der Jungfrau hatte aber gesprochen und sich für den armen Niels entschieden, der auf einer nahen Hallig wohnte. Hatte jedoch der rüstige Bursche keine Reichthümer, so besaß er ein treues Herz, und das hatte Anna Helwig erkannt.

„Mich kümmern die blanken Thaler in Deines Vaters Truhe nicht“, sagte er zu ihr: „ich liebe Dich nur Deinetwegen, und willst Du, so hole ich Dich in meine Hütte, und Niemand erfährt, wo Du geblieben bist.“

„Das darf nicht sein“, erwiderte sie, „ich möchte meines Vaters Fluch nicht auf mein Haupt laden. Auch sind noch nicht alle Hoffnungssterne erloschen.“

„Niemals wird Dein Vater mich als Eidam annehmen“, entgegnete er traurig.

„Er liebt mich und zwingt mich zu keiner Ehe“, warf sie ein.

„Er wird Dich mir nicht geben“, versetzte Niels, „und sollte ich so alt wie der heilige Methsalem werden, von dem der hochwürdige Herr Pfarrer in Rungholt*) neulich gesprochen hat. Ja, hätte ich zwanzig Kühe und zehn Kälber in meinem Besitz, dann wäre es freilich anders.“

Das mußte sie zugeben; aber sie tröstete ihn mit der Zeit, er möge Muth fassen und auf Gott vertrauen. Auch gestand sie ihm nächtliche Zusammenkünfte in Zucht und Ehre zu, ihre Lampe werde ihm das Zeichen geben.

Seitdem sahen sich die Beiden jede Nacht; denn jede Nacht leuchtete die Lampe hell von ihrem Gibelfenster in die Westsee hinaus, dem Niels der ersehnte Leuchtthurm, bei Sommer und Winter, bei sanftem Windeswehen und wildem Sturmgeheul.

Zwei Jahre waren so verstrichen, da brachte Meynert Helwig seiner Tochter einen reichen Schiffersohn aus Rungholt; aber Anna schlug ihn wie die anderen Freier aus. Die Rungholter waren jedoch stolze und wilde Bursche, weshalb ja auch ihre Stadt, nachdem sie sich dem Teufel ergeben hatte, von der Erde getilgt wurde, und Klaus, so hieß Anna's neuer Freier, einer der Schlimmsten, er vergaß keine Beleidigung und suchte sie zu rächen. Die Zurückweisung Anna's galt ihm als solche, so daß er spähte, wie er dem schönen Mädchen Schmerz bereiten könne. Er hatte bald entdeckt, was der Grund seiner Abweisung sei, und nun wußte er seinen Weg:

Es war eine schöne, mondhelle Nacht, Niels fuhr fröhlich den Heverstrom herunter; denn schon von fern glänzte ihm Anna Helwig's Lampe. Da kam ihm ein anderes Segel entgegen und hielt auf ihn an. Niels hatte kein Arg; es sprang aber ein Mann plötzlich zu ihm herüber, und ehe er wußte, was das bedeuten solle, oder sich in Vertheidigungszustand setzen konnte, sah er in der Hand des Enternden ein breites Messer blinken.

Er ließ das Steuer fahren und fiel dem Andern in den Arm und rang mit ihm.

„Mann, was willst Du von mir?“ rief er dem verschmähten Klaus zu. „Was habe ich Dir gethan, daß Du mich anfällst und mir das Leben nehmen willst? Ich besitze keine Schätze, welche Du mit meinem Tode gewinnen kannst.“

„Doch besitzest Du einen Schatz und um den mußt Du sterben“, knirschte Klaus: „Anna Helwig!“

„Nie werde ich sie Dir abtreten — niemals!“ entgegnete Niels, und sie rangen weiter mit einander, und Niemand war Zeuge des furchtbaren Zweikampfs als der Mond und die weite, weite See, welche ruhig um sie lag.

Niels war ein kräftiger Bursche; aber die Wuth gab dem Klaus doppelte Stärke, und schließlich stieß er seinem glücklichen Nebenbuhler das Messer in die Brust. „Anna!“ war das letzte Wort, ehe er sterbend über Bord stürzte.

Der Rungholter stieß ein wildes, gellendes Siegesgelächter aus; aber es verstummte in der nächsten Minute, finsteres Grauen ergriff ihn. Der Leichnam des Ermordeten tauchte aus den Fluthen auf und folgte seiner Fahrt. Vergebens suchte er ihm zu entgehen, vergebens steuerte er rechts, vergebens links, der Körper mit der Todeswunde in der Brust folgte seiner Bahn, ein mahnender Zeuge des blutigen, furchtbaren Verbrechens. Er wagte nicht anzulegen, wo Helwig's Haus stand, der Leichnam trieb ihn weiter — weiter — in das Meer.

Erst nach drei Tagen kam Klaus wieder nach Rungholt, als ein Anderer jedoch, da er ausgezogen war, um die schöne Anna Helwig, die Perle von Nordstrand, heimzuholen. Wild schaute er um sich und führte absonderliche Reden mit sich und einem Andern, den Niemand sah, der ihn aber als Leiche verfolgte — im Schlaf wie im Wachen.

Anna Helwig's Lampe hatte vom Giebel in der mondhellen Nacht umsonst geleuchtet, und sie leuchtete Jahre hindurch vergebens. Ihr Vater starb, die Lampe flammte, und die Schiffer nannten sie die Liebesfackel. Neben der Lampe saß die ergrauende Jungfrau und schaute hinaus, ob der Niels nicht käme; jetzt könnte der Vater sie nicht mehr trennen. Niels kam aber nicht und es war nur der Wind, wenn sie seine Stimme zu vernehmen meinte, nur der Nachtwind, der die Blätter des Apfelbaumes hinter ihrem Hause rauschen machte. Sie harrte umsonst; aber sie harrte bis zu ihrem Tode. Als der jedoch erfolgt war, da sprachen die Schiffer: „Jetzt wird sie Ruhe gefunden haben und die Liebesfackel erloschen sein.“ Mit der Rede bestatteten sie die in der Sehnsucht nach dem Geliebten entschlafene Greisin.

In der Nacht flammte aber die Liebesfackel wieder und Entsetzen ergriff Alle, die das sahen, und man hätte fast das Haus von der Erde vertilgt und den Leichnam aus seiner Gruft gerissen, wäre nicht der würdige Geistliche dazwischen getreten. Der besprach den Spuk und seitdem sehen nur die Liebenden die Lampe Anna Helwig's; die sehen sie aber, ob auch das Haus verfallen ist.

— — — — — — — — — — — — —

Claaßen schwieg und ich warf noch einen Blick auf die in Nacht verschwimmenden Ruinen. Da schien es mir wie ein fernes Licht zu schimmern; es war eine Sternschuppe, die sich in leuchtender Pracht vom Himmel loslöste und im Meer zu versinken schien.

*) Die untergegangene Stadt zwischen Nordstrand und Nordstrandischmoor.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.